

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 70 (1983)
Heft: 5: Schulturnen - Schulsport I

Artikel: Schriftlose Überlieferung am Beispiel Turnen
Autor: Brandenberger, Erna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-530721>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schriftlose Überlieferung am Beispiel Turnen

Erna Brandenberger

Wir sind stolz darauf, dass wir lesen und schreiben können, wir sind überzeugt, dass Kultur an die Schriftlichkeit, an das Buch gebunden ist und dass die erworbene Kultur durch die Schrift, durch das Buch weitergegeben und weiterentwickelt wird. Obwohl wir uns keine konkrete Vorstellung von den sogenannten Analphabeten machen, fühlen wir uns doch hoch erhaben über sie, und wenn wir von den Millionen und Abermillionen von Analphabeten auf der Welt hören, denken wir sie uns irgendwie als dumpf dahinvegetierende, dem Aberglauben verfallene Masse. Allzu leicht vergessen wir, dass auch bei uns das Lesen- und Schreibenkönnen erst im Laufe des letzten Jahrhunderts Allgemeingut wurde und es sicher noch bis in dieses Jahrhundert hinein Analphabeten gegeben hat. Kultur kann also auch ohne Buch und ohne Schrift über viele Generationen weitergegeben werden. Wie dieses schriftlose Tradieren vor sich geht, lässt sich am Turnen, am Sport, an der Bewegungsbildung und Bewegungserziehung recht schön ablesen. Da ist mit Schreiben herzlich wenig zu machen! Wer jemals nach einem Buch zu turnen, zu schwimmen, zu tanzen versucht hat, wer jemals für andere bestimmte Bewegungsabläufe aufschreiben musste, der weiss nur zu gut, wie klein die Wahrscheinlichkeit ist, dass Geschriebenes und Geturntes dann auch wirklich übereinstimmen. Kein Kind lernt schliesslich nach einem Buch gehen oder hüpfen oder schwimmen. Es beobachtet die Erwachsenen und die andern Kinder in seiner Umgebung und macht nach, was es sieht. Das Bild, das es vor sich sieht, das Vorbild im wörtlichen Sinne, ermöglicht und prägt sein Lernen. Auch der Erwachsene kauft sich nicht ein Lehrbuch, wenn er eine neue Sportart erlernen oder in «seiner» Sportart Fortschritte machen will, sondern er nimmt Stunden oder besucht einen Kurs. Der direkte Kontakt zwischen Lehrendem und Lernenden ist eine günstigere Voraussetzung für Fortschritte als jedes noch so gute Buch. Das Erlebnis der Lehrerpersönlichkeit, das Erlebnis der Lerngemeinschaft, das Beobachten, Abschauen, die Erfahrungen beim Selbstver-

suchen, das Verbessern und das ständige Vergleichen mit dem Vorbild sind entscheidend für den Erwerb neuer Bewegungsabläufe. Darum gibt es in keinem Fach so viele Kurse wie im Turnen und Sport, darum sind in keinem Fach die Theorien so wenig entwickelt und so unbefriedigend wie im Turnen, und darum ist mit wissenschaftlichen (d. h. objektiven und allgemeingültigen) Methoden keinem Fach so schlecht beizukommen wie dem Turnen. Mit Objektivieren, Verallgemeinern oder gar Abstrahieren erreicht man im Turnen im Verhältnis zum Aufwand wenig. Was für die Handschrift als Feinbewegung seit langem anerkannt ist, gilt für jeden Bewegungsablauf: es äussert sich darin die Person als Individuum und als Glied einer bestimmten Kulturgemeinschaft. Bewegungsanalysen sagen somit mehr über die Person als über die Bewegung selbst aus.

Was nützen dann aber die Lehrbücher, die es für jede Sportart in immer grösserer Zahl gibt? Sie nützen vor allem dem, der die betreffende Sportart schon beherrscht, die Bewegungsabläufe und Fachausrücke genau kennt und weiss, was jede Bezeichnung bedeutet. Sie dienen ihm als Gedächtnisstütze und als Hilfe für selbständiges Üben, wenn er das Pech hat, nicht unter Anleitung eines Lehrers üben zu können. Sie nützen aber vor allem in methodischer Hinsicht dem ausgebildeten Fachlehrer, besonders wenn er die Arbeitsweise des Verfassers in Lehrgängen selbst erlebt hat.

Die grosse Bedeutung des Lehrmeisters, die Schule des Meisters besonders im Tanz und in der Gymnastik, aber auch in Sportarten, die ein differenzierter Bewegungsrepertoire voraussetzen, ist eines der wichtigsten Kennzeichen der schriftlosen Überlieferung. Wir wissen, dass die Ausstrahlung einzelner Bewegungspädagogen Ausbildungsschüler aus nah und fern anzulocken vermag und dass ihr Bewegungssystem oder ihr Unterrichtsprinzip zum Begriff werden und Schule machen kann. Wenn ihre Schüler später selbst unterrichten, benutzen sie als Empfehlung und als Garantie für die Qualität ihres Unterrichts den Namen ih-

res Lehrers oder ihrer Lehrerin. Auch nach Abschluss der Ausbildung bricht die Verbindung zwischen Lehrer und Schüler nicht ab, und auch die Schüler verschiedener «Jahrgänge» fühlen sich durch die Person des Lehrers miteinander verbunden. Ausserhalb dieses verhältnismässig engen Kreises aber sind auch diese Meister ihres Faches so gut wie unbekannt. Leuten, die nicht selbst an ihrem Unterricht teilgenommen haben oder mindestens durch ihre Schüler mit ihrer Auffassung bekannt gemacht worden sind, bedeuten sie nichts. Selbst wenn sie Bücher schreiben (viele schrecken unwillkürlich davor zurück, denn sie spüren, dass sich ihr Tun nur in Ansätzen schriftlich festhalten lässt), so werden sie dadurch nicht bekannter, und ihre Anhängerschaft wird nicht grösser, denn was sie zu geben haben, kann man nicht lesend erwerben, sondern nur in direkter Begegnung im wörtlichen Sinne am eigenen Leib erfahren.

Von einer Lehrerpersönlichkeit geprägt sein, heisst nun natürlich beileibe nicht, sie einfach getreulich nachzuahmen. Macht der Schüler alles «genau gleich» wie sein Lehrer, mag das wohl der Eitelkeit einer gewissen Art von Lehrern schmeicheln, dem Schüler selbst stellt dies ein denkbar schlechtes Zeugnis aus, denn wenn er nur Abklatsch ist, bleibt seine Arbeit unfruchtbar. Entweder kann er sich das Gelernte so aneignen und es so gestalten, dass er über kurz oder lang eine eigenständige Persönlichkeit wird (die vielleicht wieder Schule macht), oder er wird sich bald vergeblich auf seinen Lehrmeister berufen; dieser Tatbestand allein ist nicht zugkräftig. Auf diese Weise geschieht Fortschritt im wörtlichen Sinn: Fortschreiten vom Lehrmeister und Weiterschreiten in die folgende Generation. Wie das Schreiben eine langsame, gemessene, überlegte Gangart ist, so ist auch der Fortschritt in der schriftlosen Überlieferung verhältnismässig langsam, überlegt, gemessen. Vom allzu raschen Fortschrittstempo überrannt werden, wie es heute weltweit geschieht, ist da nicht möglich.

Es versteht sich von selbst, dass das persönliche Lehrer-Schüler-Verhältnis nicht nur im Turnen wichtig ist: kein Handwerk wird aus einem Buch gelernt, sondern in der Werkstatt unter Anleitung des Meisters; Musizieren, Zeichnen, alle Kunstoffächer muss man bei einem Lehrer lernen (es ist weniger wichtig, ob man

eine Sonate von Mozart oder von Hindemith spielt, als bei wem man sie spielen lernt); die jungen Ärzte suchen nach ihrem Staatsexamen einen anerkannten Meister seines Faches, lernen aus seinem Umgang mit den Kranken und der Krankheit, und bei der Eröffnung ihrer eigenen Praxis zählt diese Ausbildung mehr als ihr Universitätsstudium. Schon diese paar Beispiele (sie könnten leicht vermehrt werden) zeigen, dass das subjektive Tradieren, das Weitergeben von Mensch zu Mensch, dem objektiven, von der Person weitgehend losgelösten durch das Buch keineswegs unterlegen ist oder eine überwundene vorkulturelle Stufe darstellt, sondern dass beide Arten zur Entwicklung des Menschen gehören, gleicherweise nötig und wichtig sind.

Warum zählt dann aber in unsren Schulen fast nur noch das Schriftliche? Warum wird mit den schriftlichen Arbeiten, heissen sie nun «Klausur», «Ex», «Probe», einfach «Schriftliche» oder wie auch immer, ein derartiger Kult betrieben, dass das gute oder weniger gute Abschneiden in einer schriftlichen Arbeit für die Schüler lebenswichtig wird? Wie ist es zu dieser Überbewertung des Geschriebenen gekommen?

Solange immer nur einzelne Auserwählte schreiben und lesen konnten (und das war bis weit in die Neuzeit hinein der Fall), haftete allem Geschriebenen irgendwie etwas Magisches an, umso mehr, als Geschriebenes in die Ferne wirken, Räume und Zeiten überwinden und damit die menschliche Beschränktheit und Vergänglichkeit aufheben kann. Dieses Element des Wunderbaren und Verehrungswürdigen wurde in der abendländischen Kultur durch die besondere Stellung und entscheidende Bedeutung der Heiligen Schrift noch verstärkt, erst recht, als sie in der Reformation zur einzigen erlaubten Glaubensquelle erklärt wurde. Die sogenannte «mündliche Überlieferung», die bis anhin ein wesentlicher Bestandteil des christlichen Glaubensgutes war, galt seitdem als minderwertig, ja war sogar als Quelle des Aberglaubens höchst anrüchig. Mittlerweile haben wir uns daran gewöhnt, Geschriebenes für wahr zu halten und ernst zu nehmen, alles andere aber als unwichtig zu übergehen oder an seinem Wahrheitsgehalt zu zweifeln. «Ich habe es irgendwo gelesen» oder «es stand in der Zeitung» heisst nach wie vor nichts anderes als «es ist wahr». Ebenso glaubt man fel-

senfest, dass nur die schriftliche Arbeit über die Leistungsfähigkeit oder das Können des Schülers Auskunft gebe.

Vollends überzeugt von der Überlegenheit der Schriftlichkeit haben uns die Erfolge der Wissenschaft seit dem Humanismus, vor allem aber natürlich seit dem letzten Jahrhundert. Der Grad der Abstraktion, der in allen Wissenschaften erreicht worden ist, die eindrücklichen Gebäude der Logik, zu denen sich die Spezialisten gegenseitig anspornen, sind ohne Schrift undenkbar. Und da nur verhältnismässig wenig Leute Neigung und Eignung für Logik und Abstraktion zeigen und die wenigen viele Jahre Studium und viele Diplome brauchen, bis sie zum Kreis der Auserwählten gehören, die sich Wissenschaftler nennen dürfen, sind diese auf ihr Buchwissen entsprechend stolz und auf ihr nur durch die Schrift möglich gewordenes Können entsprechend eingebildet. Demzufolge belächeln sie alles, was nicht Wissenschaft ist, als armselig und minderwertig, oder sie finden es gar nicht der Mühe wert, es überhaupt zu beachten. Umgekehrt versucht jeder, sein Tätigkeitsgebiet zur Wissenschaft aufzumöbeln, um ernst genommen und gesellschaftsfähig zu werden. Kürzlich ist ein über fünfhundert Seiten dicker Band erschienen, der sich grossspurig «Die Wissenschaft vom Schwimmen» nennt! In unserer Wissenschaftseuphorie, von der je länger je mehr auch das Turnen erfasst wird, merken wir gar nicht, wie verhängnisvoll sich die Verabsolutierung des Buchwissens und der Wissenschaftlichkeit auswirken kann. Die einzigartige Möglichkeit der Schrift, Räume und Zeiten zu überwinden, ist zugleich ihre Gefahr. Da sie in die Ferne wirken kann, empfinden wir unwillkürlich alles Geschriebene als distanziert, wir Deutschschweizer im besonderen, da unsere Schriftsprache eine Fremdsprache ist. Da wir mit der Schrift das Gültige, das Wahre assoziieren – denn auf schriftlich Festgelegtes kann man sich jederzeit berufen –, empfinden wir auch alles Geschriebene als formell, dokumentarisch, unpersönlich und fremd. Schrift überwindet nicht nur Distanzen, sie schafft auch Distanz. So bringt die ausschliessliche Beschäftigung mit Schreiben und Lesen nicht die höchste Fülle menschlichen Seins hervor, sondern Bücherwürmer und Stubenhocker, die wir in ihrer Verkümmерung eher als abschreckende Zerrbilder, Karikaturen und Witzfiguren be-

trachten. Eine der Ursachen für die Vereinzelung und Vereinsamung, über die heute je länger je mehr geklagt wird, aber auch die Abstumpfung der Sinne und der Beobachtungsfähigkeit, ist sicher die Papierflut, der wir uns kaum mehr erwehren können und die sich immer störender zwischen die Menschen schiebt. Analphabeten hingegen sind auf menschliche Kontakte angewiesen: wer sein Wissen nicht aus Büchern holt, sondern aus der direkten Beobachtung seiner Umwelt und aus der direkten Mitteilung durch andere Menschen, wer nicht im Notizblock oder im Buch nachschlagen kann, was er vergessen hat, sondern sich auf sein Gedächtnis und das Gedächtnis seiner Mitmenschen verlassen muss, wird nicht scharfsinnig in der wörtlichen Bedeutung, sondern ist auch ein Teil des gemeinsamen Gedächtnisses, auf dem Kultur sich aufbaut. Wenn wir bedenken, dass viele unserer Märchen und Sagen, aber auch die Wurzeln unserer heutigen Sprache, sich bis in die Eiszeit zurückverfolgen lassen, können wir ermessen, wie zuverlässig selbst über viele Generationen hinweg das Gedächtnis einer Gemeinschaft ist und welche engen Bindungen das voraussetzt. So ist es vermutlich kein Zufall, dass in den germanischen Ländern, wo der Analphabetismus mit der Durchsetzung der allgemeinen Schulpflicht am radikalsten ausgerottet wurde, in den gleichen Jahrzehnten auch der Volkssport, das Turnen in Verein und Schule, sich am unbehindertsten verbreitete. Und vermutlich ist es auch kein Zufall, dass neben der Gesundheit und Wehrbüttigkeit vor allem das Gesellige, das Gemeinschaftsbildende der Leibesübungen betont wurde. Die Tatsache, dass der Sport heute bei uns zu einer wirklichen Volksbewegung geworden ist, beweist, dass der Mensch zu seiner Entwicklung die persönlichen Kontakte braucht, die in der analphabetischen Kultur von vornherein gegeben waren, mit zunehmender Schriftlichkeit aber verloren gehen. – Im Mittelmeerraum mit seiner alten Hochkultur, von der ganz Europa heute noch lebt, hat dagegen der Volkssport, wie wir ihn pflegen und wie er für germanische Länder typisch ist, nie so richtig Fuß gefasst. Dort ist der Analphabetismus auch nie ganz ausgerottet worden und dem Buch und der Wissenschaft ist nie die Bedeutung zugemessen worden wie nördlich der Alpen. Dafür sind die Kennzeichen einer auf Mündlichkeit beruhenden Kulturge-

meinschaft auch in Kreisen der hochgebildeten Oberschicht heute noch auf Schritt und Tritt feststellbar: Geselligkeit, Sinnenfreude, Erlebnisintensität der Mittelmeermenschen aller Bildungsschichten sind ja sogar bei uns sprichwörtlich. Weniger in die Augen springend, aber nicht weniger eindrücklich ist ihre erstaunlich scharfe Beobachtungsfähigkeit und Menschenkenntnis. Und wenn wir als Nordländer Gelegenheit haben, an ihrer Gemeinschaft teilzuhaben, lassen auch wir uns von ihrer ungewöhnlichen Mitteilsamkeit anregen und spüren beglückt, wieviel intensiver das Leben in ihrer Gemeinschaft gelebt wird als in unserer und wieviel wichtiger der andere Mensch bei ihnen ist als bei uns. Es ist darum ein verhängnisvoller Trugschluss zu glauben, die Steigerung der Lebens- und Erlebnisintensität durch die sportliche Betätigung sei die direkte Folge des beschleunigten Kreislaufes und der verstärkten Schweißabsonderung; sie beruht vielmehr darauf, dass im Sport die elementaren Kontakt-

bedürfnisse, die in andern Lebensbereichen mit Bergen von beschriebenem Papier erdrückt werden, noch ausgelebt werden können. Beweis dafür ist die jedermann bekannte Tatsache, dass es unendlich viel Überwindung braucht, allein in einem Zimmer ein tägliches Turnprogramm zu absolvieren, dass aber in der Gruppe und unter Anleitung des Lehrers die Freude sich schon nach kurzer Zeit einstellt. In unserer Gesellschaft ist der Sport, die Bewegungserziehung, wenn nicht das einzige, so eines der wenigen allem Volk zugänglichen Gebiete, wo die Gesetze der schriftlosen Überlieferung noch ziemlich ungehindert spielen. Diesen Freiraum gilt es zu schützen und zu pflegen und durch Ausbreitung auf andere Lebensgebiete möglichst zu vergrössern; auf keinen Fall darf er auch noch der Verwissenschaftlichung zum Opfer fallen, wenn wir als einzelne und als Gesellschaft nicht zu kauzigen Bücherwürmern verkümmern wollen.

Theologische Skizzen zum Sport

Markus Tschabold

Vom Sport geprägt sind aktiv oder passiv die meisten Menschen, von der Sonntagsschule bis zum Altersturnen. Millionen sind dabei, wenn es um sportliche Leistungen geht. Kraft, Geld und Zeit werden investiert, Interesse, Faszination spielen mit. Wo Millionen am Sport interessiert sind, Milliarden für den Spitzensport ausgegeben werden, muss nach den Hintergründen gefragt werden, nach dem Zusammenhang mit dem übrigen Leben.

Sieht man sich in der Theologie der letzten hundert Jahre um, so fällt auf, dass sich wenig Aussagen zu Spiel und Sport finden (Ausnahmen u.a. K. Barth, D. Bonhoeffer, H. Thielicke, K. Rahner). So wurde über Sport und Spiel in der kirchlichen Arbeit und theologischen Wissenschaft weniger nachgedacht als über andere Lebensbereiche der Gegenwart.

Ich halte diesen Zustand aus persönlichen und theologischen Gründen für bedauerlich.

Ich bin seit meiner Kindheit aktiv und passiv am Sport interessiert. Es ist ein Lebensbereich, mit dem viele erfreuliche Erlebnisse und Begegnungen verbunden sind.

Die Vernachlässigung des Sportes in der Theologie hängt weitgehend mit einem Vorurteil zusammen: Weil der Sport mit dem Leib zu tun hat, wird er als eine zweitrangige, minderwertige Tätigkeit behandelt. Die frühe Kirche nahm eine überwiegend kritische und ablehnende Stellung zum Sport ein, weil er in der Antike immer mit kultischen Handlungen verbunden war und den Christen als Teil eines Götzendienstes erschien. Die Sportarena war der Ort, an dem Christen als Märtyrer zu Objekten der Sensationslust gemacht wurden. Nicht zuletzt deshalb wurden gegen Ende des 4. Jahrh. die antiken Olympischen Spiele abgeschafft. Im spätromischen Reich war die Übernahme des hellenistischen Weltbildes in